

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1908

73 (26.3.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 25

Morgen- und einem Gutenachtluß, und dabei ist es in den fünfzehn Jahren auch geblieben. Vielleicht werden die beiden sich in Zukunft noch mehr bescheiden lernen und nur einen Fuß austauschen — an jedem Neujahr.

Vater und Sohn. Der kleine Willi, dessen Vater geborener Volkshirter und naturforschender Deutscher ist, hat heute den deutsch-französischen Krieg in der Geschichtsstunde durchgenommen und sitzt am Abend nachdenklich in seinem Stuhl. — „Wahrer denkst du nach, Willi?“ — „Nicht wahr, Papa, bei Sedan haben wir euch ordentlich verhehrt!“

Ratgeber.

Für die Kühe.

Säseln (Torte). In einer Schüssel verrührt man etwa 1/2 Pfund Butter zu Schaum, dann 2 Liter Weichkäse (Quark, fein verrieben dazu, ohne Rümme), 6—7 Eier, mit Butter kann auch das Weiße zu Schnee geschlagen werden; Zucker nach Geschmack, Korinthen, etwas Salz und 6 Eßlöffel Mehl und in ein wenig Milch aufgelösten Safran, für 5 bis 10 Pf., gut verrührt und auf einer mit Butter bestrichenen Tortenform hellbraun gebacken.

Landwirtschaft.

Zum Anbau des Hanfes. Der Hanf liebt trockene und warme Tagen und ist deshalb hauptsächlich am Rhein und im südlichen Deutschland verbreitet. Er gedeiht auf Neubrüchen, in trockenen gelegenen Feldern, und auf humusreichem, mäßigem oder sandigem Lehmboden am besten; er verträgt sich auch gut mit sich selbst, weshalb er mehrere Jahre nacheinander angebaut werden kann. In der Wahl der Vorfrüchte ist er wenig heikel, wenn er vor Winter eine starke Stallmistdüngung erhält, jedoch sind ihm Hackfrüchte, Raps, Klee, auch Weizen, willkommene Vorfrüchte. Ein Bauernsprichwort sagt, daß der Hanf am liebsten auf dem Misthaufen wachse, und ist er für jede Düngung mit Stallmist, Schafmist, Pferd, Abtritt, Kompost, Knochenmehl sehr dankbar. Asche und Kacktsalz befördern die Länge und Zähigkeit des Bastes. Die Bodenlockerung soll eine möglichst vollkommene und gartenmäßige sein. Als Saatgut ist der eltschische und Weisgauer Stufenhanf sehr zu empfehlen, während der ungarische in rauheren Klimata weniger gut gedeiht. Da die Pflanze sehr empfindlich ist, sollte die Saat nicht vor Anfang Mai vorgenommen werden, im Gegenteil, man kann sie sogar bis in den Monat Juni hinein verschieben.

Geflügelzucht.

Das Ausschlüpfen der Küken erfolgt zwischen dem 19. und 23. Tage und piden derselben die Eierschale selbstständig durch, wenn sie kräftig und gesund sind. Eine Nachhilfe ist nur bei besonders dicken Schalen dadurch erforderlich, daß man mit einem Schlüssel leicht an das Ei klopft, daß ein Sprung entsteht, worauf sich das Junge selbst hilft. Vermag es sich nicht von den Eihäuten zu befreien, so sind dieselben vorsichtig zu entfernen.

Die Nahrung der Brutkühner soll in Körnerfutter und abwechslungsweise einigem Weichfutter bestehen, dagegen vermeide man Grünas, das leicht Durchfall erzeugt. In das Trinkwasser legt man vorteilhaft einige rostige Nägel. Auch ist es zu empfehlen, den brütenden Hühnern in einer Kiste ein Staubbad, bestehend aus trockenem Sand, Asche mit etwas Schwefelblumen und Insektenpulver, zur Verfügung zu stellen, damit sie sich von dem sie während der Brutzeit ungemün belästigenden Ungeziefer zeitweise reinigen können. Das Brutnest muß in der Weise angelegt sein, daß die Eier möglichst nahe beieinander liegen, ohne sich dabei zu drücken.

Gemeinnütziges.

Wie erhält man befruchtete Gänseier? So mancher Gänsezüchter wundert sich darüber, daß von den zum Brüten untergelegten Eiern so viele faul sind. In den meisten Fällen liegt das an einer falschen Auswahl des Zuchtmaterials. Man darf einem Gänserich nie mehr als vier bis fünf Gänse begeben. Gans und Gänserich dürfen nur vom zweiten bis zum vierten Lebensjahr zur Zucht verwendet werden, da sie in dieser Zeit am fruchtbarsten sind. Ferner muß man den Tieren Gelegenheit geben, die Vegetation auf dem Wasser zu vollziehen, da sie dann weit erfolgreicher ist, als wenn sie auf dem Lande geschieht.

Gegen Heiserkeit ist der Gebrauch des kalten Wassers innerlich und äußerlich sehr zu empfehlen. Der Patient trinkt des Morgens während des Ankleidens ein Glas frisches klares Wasser, nicht auf einmal, auch muß den ganzen Tag hindurch fortwährend eine kleine Quantität frisches Wasser getrunken werden. Des Abends vor dem Schlafengehen nimmt der Kranke eine Serviette, taucht sie in kaltes Wasser, brüht dieselbe aus, faltet sie zusammen wie ein Halbtuch und legt sie um den Hals; eine trockene Serviette wird ebenfalls zusammengefaltet, über die erste gelegt und befestigt. Als dann lege sich der Patient ins Bett und decke sich recht warm zu, um eine neue Verkältung zu verhüten. Diese Kaltwasserkur etwa 8 Tage fortgesetzt wird das Uebel sicherlich beseitigen.

Literatur.

(Alle hier angeführten Bücher und Zeitschriften sind durch unsere Buchhandlung zu beziehen. Alle Bestellungen werden prompt ins Haus geliefert; bei Bestellungen von auswärts wird erfrucht, das Porto beizufügen.)

Als Karl Marx-Nummer hat der „Wahre Jacob“ seine neueste Nummer herausgegeben. Dieselbe wird eingeleitet mit einem stimmungsvollen Gedicht „Karl Marx. Zu seinem 26. Todestag.“ Die Beilage enthält in der Hauptsache eine größere Arbeit Ed. Bernstein's „Karl Marx und sein Lebenswerk“. Beigegeben sind dieser Abhandlung außer dem Porträt Karl Marx' das Familienbild der letzten Seite des Marx'schen Entwurfs zum „Kommunistischen Manifest“, sowie eines Briefes von Friedrich Engels, der die Nachricht vom Tode Karl Marx' enthält. In einem besonderen Artikel veröffentlicht Wilhelm Los einen an ihn gerichteten und inhaltlich in verschiedener Beziehung sehr interessanten Brief Karl Marx'. Auch von diesem Brief ist der Familienabdruck beigegeben. Der Preis der 16 Seiten starken Nummer ist 10 Pf. Bernhardt, Nob. Das Eisenbahnprojekt Donau-Elbe-Schaffhausen (Mandebahn.) (VI und 216 Seiten, mit 15 Beilagen, wovon vier farbige Zonenkarten, eine Uebersichtskarte mit Skizze des Projekts und ein vergleichendes Längensprofil, sowie einem Anhang.) Kommissionsverlag von A. Franke, Bern. Preis 10 Fr. (8 Mk.). Der durch die beiden Schriften über die schweizerische Ostalpenbahn bestens bekannt gewordene Verfasser hat sich mit der vorliegenden Arbeit die Aufgabe gestellt, das nun bald 50 Jahre alte Projekt einer direkten Schienenverbindung von Donau-Elbungen über oder durch das Mandenberg nach Schaffhausen in geschichtlicher, technischer, wirtschaftlicher, Verkehrs- und eisenbahnpolitischer Beziehung nach den Prinzipien einer freien, unabhängigen Forschung zu erörtern und abzuklären.

Der „Süddeutsche Postillon“ bringt in Nummer 7 Postillons-Boo: Edward v. Oldenburg-Januschau; eine rührende Satire Selbst Fischbeck von M. Kaufmann. Das Zeitgedicht ehrt Karl Marx (mit Porträt) zu seinem 26. Todestag. Zu beziehen durch alle Parteibuchhandlungen, sowie beim Verlage von M. Ernst, München.

Aus den Witzblättern.

„Wegendorfer Blätter“.

Auskunft. Moritz: „Du, Vater, was ist denn ä Zeitartikel?“ — Vater: „Nun, ä Artikel so de Zeit!“

Maßstab. Die Müllersche Ehe war wohl nur von kurzer Dauer?“ — „Ja, Frau Müllers Hochzeitskleider waren bei der Scheidung noch modern!“

Gänzlich getroffen. Diener: „Bedauere sehr, der Herr Baron ist heute nicht zu sprechen; er schreibt gerade an seinen Erinnerungen!“ — Schneidermeister: „Famos! — Da kann ich ihm helfen und ihm die drei Anzüge ins Gedächtnis zurufen, die er mir noch schuldig ist.“

Berschnappt. Student (zum anderen): „Also dein Onkel besuchte dich schon in aller Frühe, als du eben erst aus der Kneipe kamst. . . Hat er nichts bemerkt? Er dachte wohl, du bist so zeitig beim Studium?“ — Der andere: „Ja, wenn ich Esel mich nicht berschnappt hätte! Als er dann fortging, sagte ich zweimal: Gute Nacht!“

Wohheit. Dichterling: „Ich bin gar nicht zufrieden; die Veranstalter haben meinen literarischen Abend mit Bier eingerichtet.“ — Freund: „Na, einen Genuß wollen die Leute doch schließlich haben!“

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 25.

Karlsruhe, Donnerstag den 26. März 1903.

28. Jahrgang.

Waldgedanken.

(Nachdruck verboten.)

Wenn man Naturgesetze erforschen will, gibt es nur einen Weg. Man muß mit Liebe und Sorgfalt auch die unbedeutendste Erscheinung, alles Sinnensällige an ihr aufzeichnen. Man muß daraus ein Register machen, und aus ihm das Gleichartige zusammenstellen. Naturforschen heißt: die Welt vereinfachen, die Erscheinungen unter immer weniger Kategorien bringen. Zum Schluß bleiben ein paar Sätze, die für die ganze Mannigfaltigkeit gültig sind. Das sind die Naturgesetze.

Und wenn ich nun diesen Weg betrete und mit naturforschendem Blick den Wald um mich betrachte, dann gewahre ich ganz andere Dinge, als man gemeinhin auf einer Waldwandlung sieht. Jetzt bemerke ich, daß der ganze Wald zusammengehört, wie es schon in dem Wortform der Sprache liegt, die unweiligt ein großer Philosoph und Naturforscher ist.

Jetzt erkenne ich es: Der Wald ist ein vielstöckiges Gebäude. Wie viele Etagen hat es? Ganz unten, an den Boden angelehnt, erhebt sich das Gefüll der Moose. Darüber baut als erstes Stodwerk das Blatt- und Salmwerk der Kräuter und Gräser. Höher strecken sich Stauden und das niedere Gebüsch. Dann kommt das hohe Gebüsch der Waldsträucher und ganz oben der Laubengang des Gehölzes. Und zwischen diesen 5—6 Stodwerken, die den ganzen Luft- und Lichtraum mit Leben erfüllen, nicht noch Kletter- und Schmarotzwerk. Es gibt auch im deutschen Walde Leberpflanzen, nicht bloß im Tropenwald. Nur sind es bei uns nicht fremdbändige Orchideen, sondern ganz unscheinbare Pilze, die auf Blättern und Rinden haften, struppige und gefäufelte Flechten, die wirre Zöpfe herabhängen lassen oder ruhige Schüsselflechten aufstellen. Es gibt im Walde Pflanzen, die von der niedersten Volksschicht kommen und gern aufsteigen möchten zu den mächtigsten durch Rücksichtslosigkeit und Stroherei. Der Esen ist ein solcher Wurf und die Waldrebe (Clematis) und die Brombeeren, die Kletterer, wie sie können. Auch Schutzjuchende gibt es, die der Botaniker Parasitenpflanzen nennt, und die sich unter Federn ansetzen, wie oft die Labkräuter (Galium) und Widen am Waldrand. Dadurch bildet sich ein Wollast der eigenen Art. Der ganze Lebensraum ist ausgefüllt. Von oben gesehen, ist ein natürlicher Wald ohne Lücke. Überall, wo ein Lichtstrahl hinkommen kann, sitzt in tieferer oder höherer Etage ein Blättlein, das sich im Lichte babet. Und sie stehen sich nicht gleichgültig gegenüber. Sie bekämpfen sich und sie helfen einander. Das ist das Gesetz des Waldes und darin ein Abbild des Menschenlebens.

Genußvoll ist es, das mit eigenen Augen zu sehen. Die Pflanzen benehmen sich wie Stellensuchende dem lodenden Angebot. Sie suchen einander zuzufinden durch Nützlichkeit, die Mitbewerber zu überbieten. Der „Kampf ums Dasein“ ist kein rohes Handgemenge, wie man oft denkt, nein, er ist heimliche Lebervorteilung — so wie im Menschenleben. Die Waffen der Pflanzen sind: Fähigkeit, Anpassungskraft und gut erfundene Verbreitungseinrichtungen, das sind die Mittel dieser stummen Kämpfe. Ein Sozialpolitiker, der davon erfährt, würde also sagen: Wir Menschen fangen an, pflanzenhaft zu leben. Denn im modernen Völkerverleben denken wir nun viel weniger an kriegerische Eroberung, als an einen friedlichen Wettbewerb durch Steigerung der Fähigkeiten und Verbesserung der Einrichtungen. Die Industrien der Handelsbeziehungen der Staaten kämpfen miteinander heimlich, aber ständig.

Der Untüchtige wird ausgemergelt und zurückgedrängt. Also entscheidet nicht „Kraft“ oder Zufall, sondern Tüchtigkeit. Das sind Sätze einer Lebensphilosophie, die im Wald stündlich gepredigt wird. Sie ist abzulesen aus den hundertlei Verbreitungsanpassungen, die sich die herrschenden Pflanzen unserer Flora erworben haben. Es gibt in jedem Walde Herrschende und Unterdrückte. Nur hat es die Natur mit milderer Gerechtigkeit so eingerichtet, daß die Herrschenden nur so lange herrschen, als sie tüchtig sind. Sie müssen sich an jede Veränderung der Zeit anpassen können, oder mit der schönen Weisheit des

Dichters gesagt: Was sie ererbt haben, müssen sie täglich aufs neue erobern.

Die Veränderungen vollziehen sich so langsam und leise, wie die der Weltgeschichte; darum sieht man an einem Vormittag im Walde nichts davon. Man muß die ganze Kenntnis des Pflanzenlebens zusammen nehmen, diese zu erlauschen. Nur manchmal, durch besondere Verhältnisse, wird es offenbar. Ein solcher Fall ereignet sich, wenn ein künstlicher Blumengarten verwildert.

Im Garten kann man fast alle Pflanzen zum Zusammenleben zwingen, wenn man ihre Fähigkeiten eindämmt, d. h. die Konkurrenz in der Befruchtung des Bodens durch herumgestreuten Samen und Ausläufer immer wieder aufhebt. Im Begriff des Unkrautes ist dieser Wettbewerb verraten. Man frage die Gärtner, was sie der Kampf gegen das Unkraut kostet. Bezichtigt man aber auf ihn, dann wird es schon nach Wochen sichtbar, daß, je nach dem Boden und Klima des Ortes, eine andere, eine natürliche Gesellschaftsordnung anhebt, in der nicht Verdrängung, historische Rechte, sondern einzig allein Befähigung Vorrang gewahren. Die Ausländischen, an unsere Lebenslage nicht völlig angepaßten Pflanzen, verschwinden zuerst; dann alle die, welche besondere Ansprüche machen. Sieger bleiben die Unkraüter: die Derben, Robusten, Wechselliebenden, die mit allem Vorlieb nehmen. Alle Unkraüter sind so und alle haben vortreffliche Anpassung. Man kann auch bemerken, daß dem Kampf ebenso viel Einigkeit gegenüber steht. Das Moos hat sein Plätzchen im Schatten des Baumes, der es vor zu viel Sonne und Verdorrung schützt. Der Baum wird jedoch von dem Moos geschützt, denn der Schwamm der Moose hält den Regen fest, läßt ihn nicht ablaufen und verschafft den Baumwurzeln dauernde Feuchtigkeit. Ohne Moos keine Wälder. In sehr verdickter Weise sind die Pflanzen in „Bereinen“ organisiert, die sich gegenseitig schützen, in die Hände arbeiten und so den Boden befähigen, dauernd alle zu ernähren. Sie lösen sich ab, ein „Pflanzenverein“ hängt für den anderen den Boden, die Begleitpflanzen nützen den Beschützern; alle zusammen sind auf jeden einzelnen angewiesen; ein Wirrsal feinsten Regelungen eines ungeheuren Naturhaushaltes tut sich auf, wenn man die Forschung hier vertieft, und aus allem leuchtet ein großes Gesetz: daß im Gesellschaftsleben der Pflanzen weder nur Wettbewerb, noch nur gegenseitige Hilfe herrscht, sondern die Harmonie, der Ausgleich beider.

Das Funkeln der Sterne.

In den klaren Winternächten, namentlich bei Frostwetter, kann man eine Erscheinung beobachten, welche uns den Fixsternhimmel in unbeschreiblicher Schönheit erscheinen läßt, in einer Schönheit, welche einem Kant die oft angeführten herrlichen Worte entlockt: „Zwei Dinge sind es, die vor allen andern rühmig erscheinen, die Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes zu fesseln und die ihn mit immer mehr Bewunderung erfüllen: Das moralische Gesetz in uns und der gestirnte Himmel über uns.“ Ich meine die Erscheinung des Funkelns oder Scintillierens der Sterne. Die fast unendliche Entfernung, in welche schon die uns nächsten Fixsterne gerückt sind, bewirkt, daß uns dieselben stets durchmesserlos erscheinen müssen. Der mit den feinsten Winkelmessern Instrumenten heutzutage meßbare Winkelbetrag hat nur eine Größe von etwa 16 Hundertteilen einer Bogensekunde, und mit diesen Instrumenten war ein Durchmesser an den uns nächsten Fixsternen noch nicht nachzuweisen.

Objekte, welche größer erscheinen als dieser Betrag, können zwar bis auf Hundertteile einer Sekunde genau bestimmt werden, doch ist dies nur erreichbar durch die Vereinerung einer großen Anzahl von möglichst genauen Messungen nach den Prinzipien der Ausgleichsrechnung. Hier ist der Messung eine Grenze gesetzt dadurch, daß man eben Messungen mit den vorhandenen Mitteln nicht mehr vornehmen kann, weil die Objekte dazu zu klein sind, ebenso wie es nicht mehr möglich ist, Körper durch die Gesichtswahrnehmung zu erkennen, wenn sie eine be-

stimmte Grenze unterschreiten, weil sie dann keine Lichtschwingungen mehr auszusenden vermögen.

Eine Frage der für uns praktisch immer noch unendlich kleinen Durchmesser der Fixsterne ist nun auch ihr auffälliges Flimmern, wodurch sie sich gleich beim ersten Anblick ersichtlich von den Planeten unterscheiden, wenn sich unsere Atmosphäre nicht in besonders ruhigen Zustände befindet. Namentlich nach trübigen Tagen und dann wieder besonders im Winter bilden sich nämlich in den höheren Schichten unserer Erdatmosphäre aus dem dort in Dunstform schwebenden Wassertröpfchen Eisanadeln in steigender Anzahl; das Wechseln der Farbe durch alle Töne des Regenbogens hindurch kommt nun daher, daß immer nur ein einziger Strahl des Lichtes solchen Sternes in unser Auge gelangt, und daß dieser in der stets unruhigen Luftschicht an den Ranten dieser feinen Eisanadelchen, bevor er unser Auge trifft, gebrochen und zu einem Regenbogenbilde, einem Spektrum mit der Farbenreihe rot, orange, gelb, grün, blau und violett auseinandergezogen wird. Die in so hohen Regionen unseres Luftmeeres herrschenden Luftbewegungen und Stürme reizen die Eisanadeln mit sich, so daß fortwährend anders gefärbte Strahlen uns sichtbar werden und dieses schöne Spiel sich an den Abermillionen von Eiskristallen wiederholt und bewirkt, daß die Sterne wie Diamanten funkeln und dadurch die majestätische Ruhe der Sternennacht wunderbar beleben. Besonders lebhaft zeigt sich das Scintillieren an hellen Sternen, wenn diese in der Nähe des Horizontes stehen, weil dann der von ihren Strahlen in der Erdatmosphäre zurückzulegende Weg ein größerer ist und daher auch eine viel größere Anzahl von Brechungen eintritt. Das schönste Beispiel hierzu bietet der Sirius. Bei den Himmelskörpern, die wie die Planeten eine merkliche Ausdehnung haben, ergänzt dabei ein benachbarter Strahl den andern und es bleibt bei unruhiger Luft nur das sogen. Wallen der Mäuler übrig.

Montigny, der sich eingehend mit dem Studium des Scintillierens der Fixsterne befaßt hat, konstruierte ein Instrument, durch welches bei schneller Rotation das Bild eines Sternes in einen Farbenkreis verwandelt wird. Das Aussehen desselben diente ihm mit Erfolg als Wetterprognose; man kann dadurch auf sehr einfache Weise die Bewegungszustände der höheren zugänglichen Luftschichten ermitteln, von denen das Wetter der nächsten 24 Stunden zuerst abhängt. Bei starkem Funkeln der Sterne darf man tatsächlich fast in der Regel mit einem bald eintretenden Wetterumschlag rechnen.

Briefwechsel eines bayrischen Landtagsabgeordneten.

„Simplizissimus“.

An Herrn Wechsler Gorbiniian

Posthalter in Mingharting Post daselbst

Lieber Schbezi

Mein Gohf heult und ich wil es fergäßen, was ich gelidnen habe fier Dich, du helenidiger Watfi.

Ich bin anderst froh, das Nimand nichts weiß von düssen geschlächtlingen Abendieern, wo si mir den Sembstfibel iebers Män gehaud hab, den wen es fileichd ein Lüberaler gebant häte oder fileichd ein Solfi, were es fier die Wardei ein Plamafsch gewesen und kein Mensch weiß es nicht, was fier holidische Wolgen daderaus tomen. Aber Gogeidank weiß es Nimand und halzt schon dein Män, weil Dich sonzt deine Albe herumlast.

Ich erwinne duses Gabidl von Deinen geschlächtlingen Absichden indem das mir jäg gerade von der Eiddlichkeid im Parlamend bischadieren, wo es ienen mein Wardeigenose Frangenstein hinreubt. Er is auch ein Baron, aber kein solchener, wo ich durch Dich auf der Nehdutt fene, sondern ein würfliger. Er is scharbf auf di lüderlingen Weidspilder und erlaubt keinen Menschden einen Genuß, außer im verheurabeten Zustand, wo es sich von selber ferstet. Und er get gar nicht mehr durch die Magstimiliansstrafe, indem dort flele Lieberlinge Wilder in der Auslag hengen.

Dier möchden sie woll gefahen, Du Watfi aber dem Frangenstein gefahen sie nicht, sondern im Gegendeil.

Der kristgadolische Redagddr mit Namens Klausen hab gesag, das er eine scheißlinge Sammlung von den gemeindnen Wfodagrafin bestegt und jäg viel es jeder sähen, das er es weis

und es get ganz narrißch zu und ich viel es auch sähen und es dier erzelen, das dir das Män troppst, Du helenidiger Watfi, aber Dier geid man es nicht, weil es nicht fier das Wolg ist, sondern fier die Vo'sgverdrerter un die Regirung. Mir känen es ferdragen one das mir ferdrorben wern aber Du kriegsd einen Drig zum sähen.

Das dier forleifig das Män wesserig werd viel ich Diers in ferdragen sagen, das sie ale budelnaclert sind und es sind ieber Dausend Scheißlikeiden. Ich gfreu mich ganz damißch darauf. Liber Schbezi. Jäg muß ich Dir schreim, das ich in der foring Woch an den großstobeden Wfarrer von Zillhofen einen Verriich abgeben hab ieber den Jubiläum von insem Prafadenten Orderer.

Leider ich hab mißsen, den ich hab es nicht gern gemachd, indem das ich den Orderer nicht schmeppen kan und ieberhaupt san ten keiner nicht schmeppen fier seinen hochmiedigen Scholz und indem ich den Wfarrer von Zillhofen noch weninger schmeppen kan, aber leider ich hab mißsen, den man mus volgen oder man wird kein Abgeordneter nicht mer.

Aber ich hab fier Dage geschreim an düssen Brief, aber ich hab ten doch geschlenggt und die Augen ausgewiescht, indem das ich aus meinen Gebetbichel abgeschreim habe und habe es dem Wfarrer hingribn, das den Orderer auf eine seltsame Weise schlächt worn is. Liber Schbezi, du verstest mich schon und die Geschichte mit dem Abdriddel habe ich iem auch hingribn und habe aber ganz reimeidig geban, aber ich habe es doch mit fleuch gemachd, das der Orderer einen heundel gehabd hab. Liber Schbezi, ich mus dir mibeilen, das ich einen ganz heuligen Wrf geschreim habe, das Du dich grobferd lachen musd, wenn du es läßen kunzt, aber der Wfarrer schband es nicht, das ich ten derbleggel hawe, sondern er friest es schon und Haubd es mier.

Liber Schbezi, jäg mus ich dier aber auch was ernedes schreim, indem meine Albe geschreim hab, das insem Kalb, wo du gekaufd hasd, das abweigen gekrigd had for du es gewogen hasd, das es um drei hfund leichder war und das had dein Wegger gedan und had iem eingeben. Diffe Fortkommnisse zersterren di greßte Freindschafd. Das musd du dier mergen

von Deinen liben Freind

Josef Filler.

Aus allen Gebieten.

Kunst und Wissenschaft.

Der Ehrensold des Dichters. In deutschen Reichstag ist kürzlich der Zentrumsabgeordnete Pfeiffer für die Verleihung eines Ehrensoldes für Künstler, Dichter und Journalisten von Reichswegen eingetreten. Einzelne freie deutsche Städte sind bereits dem Beispiel des norwegischen Storchings gefolgt und haben, wie z. B. Hamburg an den Lyriker J. Falke, einen solchen Ehrensold verliehen. Aus Jßens Briefen ist zu ersehen, daß die 350 Spezialaler, welche ihm der norwegische Storching auf die Reise ins Ausland mitgab, damals für den auf den Ertrag seiner Feder angewiesenen Dichter den einzigen sicheren Kalt bedeuteten. 1866 in Rom sind seine Verhältnisse noch so dürftige, daß Jßens der Portoeerparris halber seine Briefe an Björnson unfrankiert absenden muß. Jßens bittet damals seinen Verleger, ihm ein Los der Kopenhagener Klassenlotterie zu kaufen. Es scheint fast, als ob Jßens wirklich einmal in der Lotterie gewonnen habe, denn 1871 läßt er durch Hegel, den Chef der Gyldebalschen Buchhandlung in Kopenhagen, für 2000 Taler Obligationen kaufen und 1869 bereits, als von Tantiemen noch nicht viel die Rede war, schrieb Jßens aus Dresden: „Ich lebe ein behagliches und sorgenfreies Leben.“ Trotzdem kam Jßens im Jahre 1881 in einer an den norwegischen Staatsrevisor gerichteten Eingabe in seinem und Björnsons Namen um eine Erhöhung des Dichtersoldes ein, indem er humorvoll zum Schlusse bemerkt: „Ich gestatte mir nur, ergebenst in Erinnerung zu bringen, daß der schwedische Reichstag Nordenstjöld und Palander, als sie die Nordostpassage gefunden hatten, je 4000 Kronen jährlich bewilligt hat. Ich gestalte mir, die Möglichkeit ins Auge zu fassen, daß Björnson und ich auf unseren Dichtersfahrten verschiedene Nordost- und Nordwestpassagen gefunden haben könnten, die in Zukunft ebenso von nordischem Wolf befahren werden dürften, wie der Weg, den Palander und Nordenstjöld erschlossen haben.“

Arbeiterpoesie in Frankreich. Große Kämpfe, mögen sie nun auf dem Schlachtfeld oder auf dem Gebiet des Arbeits-

kampfes ausgefochten werden, haben in allen Ländern Dichter gefunden, doch sind es in letzterem Falle meist Männer gewesen, die nicht selber der kämpfenden Arbeiterschaft angehörten, sondern die nur von außenher Einblick in Leben und Fühlen besaßen. Nun hat sich aber, wie Prof. Broda in den „Documenten des Fortschritts“ (Georg Meiner, Berlin) schreibt, eine neue Form von Arbeiter-Dichtung in Paris entwickelt. In den Volksumiversitäten und Gewerkschaften der Stadt Paris finden allwöchentlich festliche Veranstaltungen statt, in denen Poesie, Musik und dramatische Aufführungen das Programm des Abends bilden. Im Anfang waren es die französischen Massiker, die man hier rezitierte und spielte. Doch bald fanden sich auch unter den Zuhörern versgewandte Arbeiter, die das Fühlen und Leiden ihrer Massengenossen mit um so größerem Erfolg besangen, als sie bei ihren Vorlesungen die Saiten erklingen ließen. Von ganz besonderem Vorteil war hierbei die spezifisch künstlerische Begabung des französischen Volkes, die selbst diesen unerfahrenen Menschen, die am Tage in der Werkstatt und an Maschinen tätig waren, Sprachgewandtheit und künstlerische Ausdrucksfähigkeit verlieh. Von hiesigen zu dramatischen Dichtungen, die gleichfalls von Mitgliedern der Vereine gespielt wurden, war nur ein Schritt. Eine Vereinigung der Arbeiterdichter bildete sich, sie bestimmte, welche ihrer Mitglieder sich zu bestimmten Festen der Volksumiversitäten und Arbeitervereine zu begeben und dort ihre Werke zum Vortrag zu bringen hätten.

So wurden die Dichter veranlaßt, in mehr systematischer Weise ihre Werke zu verfassen, obgleich sie stets in ihrer Stellung als Arbeiter verblieben. Immer blieben sie so in Verbindung mit dem täglichen Leben, mit den kleinen Leiden und der großen Tragik der Arbeiterklasse. Streik und Hunger, Zukunftshoffen und Aufopferung für die großen Ideen des Sozialismus waren ihre Lieblingsmotive, und bedeutsame Klänge echter volkstümlicher Poesie trönten aus ihren Liedern und bildeten einen getreuen Spiegel der Arbeiterseele. Und darum sind ihre Dichtungen nicht bloß poetisch schön in ihrer schlichten Wahrheit, sie sind ein wertvolles Dokument für jeden, der einen Blick in das Seelenleben der modernen Arbeiter werfen will.

Medizinisches.

Eine vernichtende Kritik über den Wert des Soldatenbrotes fällt Oberstabsarzt Prof. Dr. Wischoff in der „Zeitschrift für Hygiene und Infektionskrankheiten“. Zunächst macht er diesem Nahrungsmittel den Vorwurf, daß es nicht genügend ausgenutzt wird und auch nicht gut bekümmlich ist, und zwar liegt das in erster Linie an dem Gehalt an Meie. Man sieht im allgemeinen auf dem Standpunkte, daß die Kleiearme Brote gesunder sind, als die Meiereichen, und daher werden solche Brote, wie Soldatenbrote und aus ganzem Korn hergestellte, einen besonderen Wert für die Ernährung überhaupt nicht haben können. Der Gehalt an ausmüßbarem Eiweiß (Potein) ist zu gering, sodas er für die Dedung des Eiweißbedarfes nicht von erheblicher Bedeutung ist, und außerdem wird ein großer Teil durch den Darm unbenutzt ausgeschieden. Ferner bewirkt der hohe Meiegehalt auch Verintächtigungen der Verdauungsorgane. Der hohe Zellstoffgehalt führt zu Gärungen, wodurch eine Reizung des Darmkanals bewirkt wird. Die von dem sogenannten Wäckerbrat abweichende Beschaffenheit des Soldatenbrotes ruft häufig Magenstörungen hervor, weshalb die Zahl der Magen- und Darmerkrankungen bei der Truppe recht beträchtlich ist. Eine weitere Gefahr besteht darin, daß nach Wischoff durch diese Reizungen sogar Blinddarmentzündungen hervorgerufen werden können.

Naturwissenschaftliches.

Die Erdpyramiden im Finsterbergal. Im südlichen Tirol zwischen Boren und Kastelrut, der einstigen römischen Burg, dort wo der Finsterbach seine Wellen dem Eisack zutreibt, erhebt sich an seinem rechten Ufer ein großer Wald von Erdpyramiden: Mächtige Säulen aus tönigem Porphyrt, welche in buntem Gewirr aneinander gereiht, dastehen. Jeder dieser tönernen Kolosse trägt einen Felsblock als Steinhelm auf seinem Haupte, und manchen von ihnen krönt eine einsame Pichte. So lange nun ein solcher Riese mit dieser steinernen Sturmhaube geschützt ist, kann er sicher dem todbenden Unwetter trocken. Gelingt es aber der Macht der Elemente, den Felsblock von der Spitze der Erdpyramide herunterzuwälzen, so erliegt sie bald dem zerstörenden Einfluß der Gewitter und stürzt trachend zusammen. Auch hier besteht unaufhörlich seit Jahrhunderten schon der großartige Kampf, welche Berge und Wolken gegen einander

führen, und mächtiges, wild zerklüftetes Gerölle bezeichnet den fortschreitenden Sieg der „himmlischen Mädie“.

Die Entstehungsgeschichte dieses stillen steinernen Waldes ist sehr einfach. Die Wasser des schmelzenden Gebirgsschnees und der drausenben Gewitter lösen das tonige Gestein, aus dem die Hauptmasse des Berges besteht, allmählich auf, und nur dort, wo zerstreut feste Felsblöcke daliegen, wird die Unterlage vor dem zerbrüdelnden Einfluß der Witterung bewahrt. Jahraus, jahrein wiederholt sich dieses Schauspiel, unermüdlich herabfallende Wassertropfen durchwühlen den Berg, bis an der Stelle desselben nur ein Wald der felsgekrönten Erdpyramiden in die Lüfte ragt.

Ähnliche Wundergestalten zaubert in höheren Alpenregionen der sengende Strahl der Sonne herauf. Auch auf den Eisfeldern der Gletscher liegen zerstreut gewaltige Felsblöcke, welche dem Tagesgestirn wehren, daß es die unter ihm liegenden Eismassen schmelze, und ebe der Sommer vergeht, entstehen dort oben die betannten Gletscherische, die zu ihren Schweftern, den Erdpyramiden im Tale, grüßend hinabschauen.

Allerlei.

Eine unverständliche Sprache. Ein Fremder fragte einen Kanalarbeiter in einer süddeutschen Provinzstadt, was er da mache. Die Antwort lautete: „Mama tu il“ (Mämen tu id). Der Fremde war unbefriedigt und fragte in nächster Nähe wieder einige Arbeiter, was sie da tun. Die Antwort lautete: „Mama tu ma!“ (Mämen tun wir). Kopfschüttelnd ging der Fremde von dannen und fragte weiterhin einen Mann, auf die Gruppe der Arbeiter deutend: „Was machen denn dort die Leute?“ „Mama tans!“ (Mämen tun sie!), erwiderte der Gefragte. . . . Noch lange grübelte der fremde Herr über den erhaltenen Aufschluß nach und wiederholte sich seinem Gedächtnis einprägend die Worte: Mamatum! Mamatum! Mamatum!

Der Schatz im Strohsack. Vor einigen Tagen starb der Schuhmachermesster Haase aus der Fehrbelliner Straße 41 in Rathenow in der größten Armut. Der alte Mann hatte mit seiner greisen Mutter in den dürftigsten Verhältnissen gelebt. Die letztere liegt gegenwärtig im städtischen Krankenhaus darnieder, und am Dienstag gab sie einer Krankenschwester den Auftrag, doch einmal in ihrer Wohnung die Betten durchzusuchen, da dort ein größerer Geldbetrag aufbewahrt werde. Zu ihrem Erstaunen fand die Schwester in dem Strohsack einen großen Beutel, der mit Goldmünzen sowie fünf- und Dreimarkstücken bis obenan gefüllt war. Es waren im ganzen 20 000 Mark.

Ein merkwürdiger Fall von Aberglauben trat kürzlich bei einer Gerichtsverhandlung in Kassel zutage. Es handelte sich um ein Sittlichkeitsverbrechen, das angeblich an einem fünfjährigen Kinde eines benachbarten Ortes begangen sein sollte. Als die Mutter des Kindes aufgefodert wurde, ihre Aussagen zu beschwören, weigerte sie sich, den Eid zu leisten, und schloß sich als Grund dafür an, daß sie Mutterfreunden entgegensehe. Sie wurde ihrer Weigerung wegen in eine Strafe von 3 M. genommen. Der Volksaberglaube, nach dem eine in gesegneten Umständen befindliche Frau nicht schwören dürfe, soll übrigens in manchen Gegenden noch sehr verbreitet sein.

Ein reuiger Sünder. Der Aktifer W. in Klein-Brudzwaw erhielt vor einiger Zeit von unbekannter Hand 5 M. mittels Postanweisung zugesandt. Erst tags darauf kam die Aufklärung in einem von dem Geldspender nachgeschickten Brief, in dem er erzählt: Vor ungefähr 20 Jahren habe er bei W. als Knecht gedient, wo er einmal kein Geld gehabt, seinen Schuhmacher zu bezahlen. Er habe nun aber seine Rechnung mit Roggen beglichen, den er seinem Dienstherrn entwendet habe. Er habe nun bereits 20 Jahre schwer an dieser Schuld getragen, wolle nun aber sein Gewissen durch Bekennen und Sühne entlasten, da er den Wert des entwendeten Roggens auf 5 M. schätze.

Die Geschichte einer Ehe, ausgedrückt in Rußzahlen, erzählt der „Gaulois“. Ein Engländer hat sich das Vergnügen gemacht, genaue Rechnung zu führen über die Zahl der Küsse, die er mit seiner Frau in den ersten zwanzig Ehejahren ausgetauscht hat. Im ersten Jahre waren es durchschnittlich 100 Küsse pro Tag, im ganzen 36 760! Im zweiten Jahr ging diese stattliche Ziffer schon auf die Hälfte zurück, was immer noch 50 Küsse pro Tag macht; im dritten waren es nur noch 10 Küsse pro Tag, und im fünften waren sie bei zwei Küssen täglich angelangt, einem